



Ayuntamiento de Madrid
100 Jahre Bayr. Infanterie-Leibregiment

In der Frühe

Nächtlichen Regen trank die Erde ein,
Dampft ungeduldig noch im Nebelschleier;
Frühmorgensonne naht ihr als Befreier,
Sie küßt sie trocken, küßt sie langsam rein.

Paarweise wandert junger Menschengeschwarm
Über das Wiesenland, das duftumbraute.
Voranzieht Einer, einsam, nur die Laute,
Die buntbebanderte, hängt ihm im Arm.

Sie ruht, sie wiegt sich, ihre Saiten schwingen
Sich lockend unterm sanften Fingerschlag,
Bis alle jungen Menschenstimmen klingen.

Mein Herz, das auch nicht länger schweigen mag,
Setzt leise ein, stillselig mitzufingen:
„Welt, du bist herrlich wie am ersten Tag!“
Margarete Sachs

Der Pickel

Sie hatte ihm einen Pickel geschenkt. Dann war sie von ihm fortgegangen und — irgendwie gestorben. — Es war ein schönes Werkzeug, geschickt zum Hieb im spröden, blanken Eis. Bei jedem Schlag, mit dem der wohlgeformte Keil sich am grünen, leuchtenden Hang in die Höhe zählte, freute er sich des teuren Werkzeugs und dachte an sie, die irgendwie gestorben war. Und jeder Gedanke war ein Schmerz und ein bitteres Glück.

Der Winter war schon über die Höhen geglitten und hatte mit seinem weißen Königskleid die Gipfel gestreift. Sie grüßten die Sonne mit ihrem Schmuck, die Sonne der ersten Novembertage. Die Nordseite des Passes, eine klare, wohlgestufte Wand, stieg in dunkeln Terrassen und hellern Bändern dem ungewissen Licht des Dämmerhimmels zu. Er ging mit seinem Freunde die vielen, fast zierlichen Kehren des schmalen Weges hinan, des Weges, der sich stetig hinaufwand, schraubte und streckte. Die mächtige Bergstille war herabgeglitten aus dem Unendlichen, wohin sie zurückscheut am grellen Tage, wenn die Sonne ehrfurchtslos alles betastet. — Die beiden hatten lange unten geseffen im letzten Talgrund. Sie sprachen wenig. Sie schritten in verhaltener Andacht hinan und lauschten den Klängen, die von den entschlafenden Bergen kamen, wunderlichem Wasserquellen, klingenden Steinen, dem segnenden Winde und dem Schnee, der Ja und Amen knirschte unter ihren Füßen.

Sein Freund hatte sie gekannt. Nie sprachen sie von ihr. Aber in ihm war noch der Durst nach ihrer Stimme und in seinem Freunde das heiße Gönnen, das leuchtende Mitschweigen, das Freunde macht.

Keiner kannte die Gegend. Um die Gefahr, die oben im Eise umging, die jetzt in der Nacht aufgestanden war, ihr Reich zu schütten, wußten sie. Heute aber war in ihnen der sonderbare Hunger nach dem Äußersten wach geworden, nach der blickenden Kante, die Tod und Leben trennt. Das zittert in der Seele vor Diesseitsgier, daß sie hinüberjubeln muß ins dunkle Jenseitige, auch ihm das Evangelium vom unausschöpflich wirkenden Sein zu künden. — Sie beschloßen, die Höhe, deren bläulicher Duft sich dem Nachthimmel einte, zu erzwingen, hinunter zu steigen auf den Eisstrom des drüberen Hangs, hinunter zur obersten menschlichen Zuflucht.



Isartal

Theo Lechner

Hoch, hoch oben, zwischen wunderlichen Sternen hindurch noch ein blasser, lichtfatter Streifen; eine helle Wolke, sorglos schwimmend, sonst herrschte die Nacht lautlos gebietend über dem alten Bergreich. Lockerer, zarter Neuschnee bis an die Kniee verhüllte den Fußweg. Die beiden stiegen eine Felsrippe hinan. Erst griff die Hand ruckartig, widerwillig in die kalte Decke; bald waren die Finger glühend von der Arbeit. Endlich standen sie oben auf einem dunklen Rücken, von dem ein stetig fließender Nachtwind die Flocken stäubte, daß sie schleiergleich hinausjagten und sich verloren in der großen Tiefe. Runde Höcker, von klobigen Schatten umhütet. An ihnen vorbei, über sie hin rang sich der Weg, dessen dunkles Band manchmal, selten freilich, sich aus all dem Weiß zeichnete. Die Laterne hellte einen geringen Umkreis mühselig auf, dahin und dorthin heftige Schatten werfend, die zuckten und schwanden wie unselige Geister. — Immer das gleiche Fluten des Bergwindes, oft das harte, fressende Krachen der Nägel am Gestein, das aufblitzende Klirren des Pickels, sonst eine betäubende Stille.

Ein See schlummerte zwischen scharfgezeichneten Blöcken. Eine flache Eiszunge schob sich über ihn hin, langsam ins nächtliche Wasser gleitend, das an ihrem Rande leise anschlug, fern und fremd. Gepreßten Atems umgingen die beiden das flutende Geheimnis eines Gottes, der mit Riesen Händen und vorweltlichem Denken diese sonderbare, uns ewig rätselhafte Welt geschaffen.

Der Berghang rang sich immer kräftiger in die Höhe. Es war ein stetes, Müdigkeit gebärendes Stappen einem grauen Ziele entgegen. Fern ragte eine Wand, dunkel und abweisend. Dazwischen matte, weich hingedehnte Tiefe, in die öfter und öfter ein Zischen rief und die beiden Stillen warnte. Kaum bändigte die Nachtkälte den Abgrundsdurst der Lawinen, die sich zu Tale sehnten.

Das war ein keuchendes sich Schieben durch die flaumige Masse. Der Kampf fraß an den Kräften und hart rang der Frost mit dem warmen Leben. Langsam nur glitt das Lichtfeld der Laterne über die glühende Tiefenflucht. Der Pickel grub sich suchend ins Grundlose, knirschte und fand keinen Halt. Zu solchem Dienst war er nicht geschaffen.

Die Gedanken dessen, der ihn trug, waren flutend, unbestimmt, tief und ohne festen Grund, gleich dem Schnee, der so müde machte. Jetzt weilten sie bei ihr, die ihm das Werkzeug geschenkt, die dann lautlos gegangen war und irgendwie gestorben. Das war in einem Frühling gewesen. Die Wärme strömte über das Land und in den Bergen brachen Schnee- und Felsstürze ihre Bände und brüllten sich empörend dem Winter nach. Jetzt war sie tot oder doch irgend-

wie gestorben — irgendwie gestorben — —. Doch da floh der Traum vor einem herben, harten, häßlichen Knacken. Die oberste Schneehaut war gefroren; der Fuß brach hin und wieder durch, sonst war's jetzt ein mühelos Schreiten durch eine weite, lichtüberflutete Mulde. Der Mond war hoch gekommen und hing über dem nahen, leicht geschwungenen Bergrand. Kälte floß von ihm; alles mit Starrheit schlagend schwamm er zwischen den stetigen Sternen hin. Das war der gleiche Mond, dieser alte, blinde Bettelmönd, der nachts in den Tälern terminieren geht und mit zitternden Lichtfingern an die Haustüren pocht. Dann gibt es Seelen, die nicht mehr schlafen können. Sie fahren auf in Leid, Verlassenheit und Weh. Sie suchen das Leid in sich und wissen nicht, daß der Mond, dieser alte, blinde Bettelmönd, um Mitleid terminieren geht und mit zitternden Lichtfingern an die Haustüren pocht. Hier oben aber war er ein König und seine kalte Gnade troff von nackten Felsstürzen und durchtränkte den blanken, gefrorenen Schnee.

Die beiden standen auf dem trennenden Grat. Da lag eine neue, grenzenlose Welt. Der Himmel schien in weit ausholenden Zügen zu atmen, die Herzen der Berge schlugen ihm entgegen und die Weite sang den uralten Psalm vom All und vom Nichts, und vom ewigen Umschlag der Zeiten. In den beiden aber funkelte das Lied vom verklärenden Leid, das allem die Schönheit gibt, weil es trunken macht von jener tiefsten Trunkenheit, die ihre Diesseitsgier hinüberjubeln muß ins dunkle Jenseitige, auch ihm das Evangelium vom unausschöpflich wirkenden Sein zu künden. In wem aber dieses Lied aufklang, dem ist der Tod ein Jubel, kein Jammer, ein Anfang, kein Ende, ein Eingehen, kein Hinaustreten, ein ewiges Leben, kein Sterben!

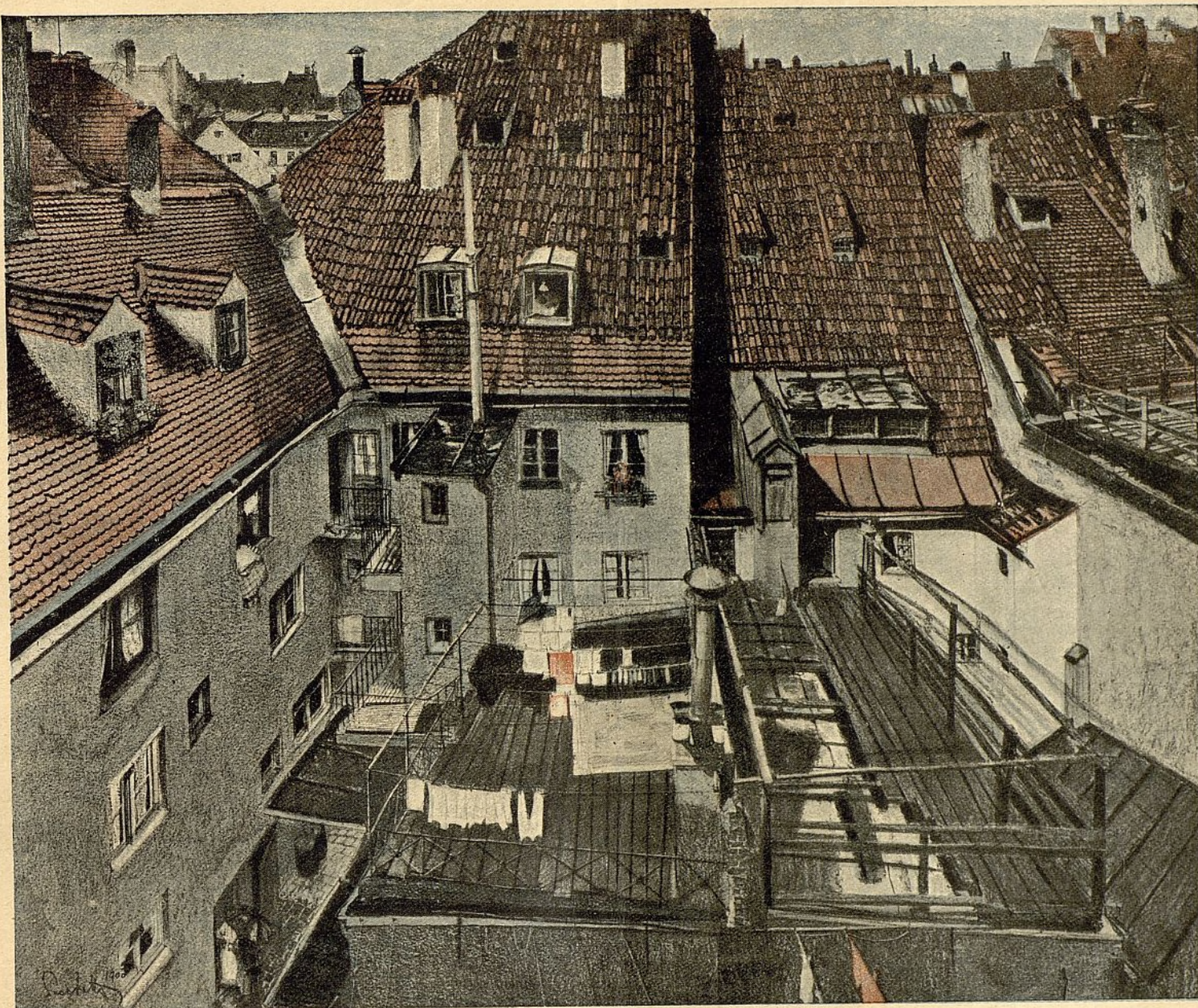
Trunken, trunken waren die beiden, übersatt vom Leid und von der Seligkeit dieses Seins. Es gab kein Höher und kein Tiefer mehr für sie, nur noch ein brünstig sehndes Hinüber!

Kurze Raft. Der Hang schoß blank hinunter, gequert von schwarzen Rissen, die zum Himmel starteten. Aus ihrem Schlund strömte kalter Tod. Im Licht der Laterne, in der die Flamme mehr und mehr dahinstarb, glühten ihre Ranten grün, blau. Ruhlose Schatten geisterten an ihren scharfen Rippen; ein gleißendes Rot zuckte irrlüchtern dazwischen. Der Pickel jubelte krachend in die blanke Härte. Scholle um Scholle zählte in die Nacht und fuhr auf klirrender Bahn in den Spaltentod. Dann wieder aufatmendes Schweigen in immer rascherer Folge. Die Müdigkeit und Schlummersehnsucht wuchs und sie sangen den beiden ein lockendes Finale.

Kluft an Kluft! Keine Richtung, kein Weg! In der Tiefe lag die Nacht und wartete. Fern klagte ein Wasser, wie es seit Jahrtausenden geklagt. Das Licht war erloschen. Ein ebener Streifen empfing die beiden. Am Rande zuckte der Stahl des Pickels auf. Das Krachen des Schlags — ein wehes brechendes Geräusch — Klirren von Stahl — fernes Aufschlagen — dann die rufende, lockende, segnende Stille. Der Pickel war gebrochen.

Da setzten sie sich hin, sahen in die Sternengeier der Nacht, lächelten und schwiegen. Er aber redete mit ihr, die ihm das tote Werkzeug geschenkt, die dann jenseitsdürftig gegangen war und irgendwie gestorben. — — —

21. Uttenhofer



Alt-München

Attilio Sacchetto (Berlin)

Die Zigarette

Von Hermann Strauß-Olsen

Am frühen Morgen um 1/211 Uhr klingelte es an der Tür des Herrn Rentier Alois Degl, in der Theresienstraße, Hochparterre. Als Frau Degl, deren reife Fülle durch eine milde Flanelljacke gemäßigt war, die Tür öffnete, war es aber nur der Weinreisende Frédéric Durand. Er stammte aus Luxemburg und verfolgte mit seinem Erscheinen den Zweck, den Hausherrn gegen seinen Willen zum Bezug einer Kiste Château d'Aux 1907 zu bewegen.

Das Gespräch hielt sich durchaus in den üblichen Bahnen. Herr Durand schilderte die Vorzüge des Weines in leuchtenden Farben und Herr Degl nickte dazu, was ihm durch das Fehlen eines Kragens wesentlich erleichtert wurde. Hin und wieder verstärkte er diese Geste durch beifällige Worte wie: „Dös glaubt's!“ oder „Ja, ja, mei Liaber!“ Sobald jedoch Herr Durand den Versuch machte, seinen Kontrahenten festzulegen, um zu greifbaren Resultaten zu kommen, lehnte

er mit einem wohlwollenden, aber unabänderlichen „Naa, naa“ ab.

Schließlich verstieg sich Herr Durand dazu, dem Hausherrn eine Zigarette zu schenken. Sie kostete 25 Pfennig, und das Mundstück war aus einem Rosenblatt, einem wirklichen Rosenblatt, einem echten roten Rosenblatt.

Herr Degl rauchte keine Zigaretten, aber das rote Rosenblatt interessierte ihn, und er behielt die Zigarette. Zum Abschluß eines Kaufes kam es an diesem Vormittage nicht.

Mittags gab es Schweinernes, was Herrn Degl immer in eine besonders freundliche Stimmung versetzte. In dieses Wohlgefühl mischte sich heute eine gewisse Neigung zur Leichtlebigkeit, die durch einige pikante Geschichten veranlaßt war, welche Herr Durand mit gedämpfter Stimme und einem scheuen Blinzeln nach der roten Plüschportiere erzählt hatte. Es hatte sozusagen ein Hauch aus der großen Welt durch diesen Besuch Herrn Degls beschauliches Dasein erschüttert und seine Gedanken ein ganz klein wenig von der gewohnten, geraden Bahn abgedrängt.

Eine Folge dieser Stimmung war, daß der Rentner Alois Degl, als er sich nach dem Essen wie gewöhnlich in das offene Fenster legte und den Blick in die Weite der Theresienstraße schweifen ließ, auf den Einfall kam, doch die Zigarette zu rauchen. Die Zigarette mit dem Mundstück aus Rosenblatt.

Dies Vorhaben mißlang. Denn weder die Lippen des Herrn Degl noch seine Hände waren für das Zigarettenrauchen geeignet. Er schob das Rosenblatt in die Tiefen der Mundhöhle, so daß die Papierhülle nach wenigen Zügen fest an der Lippe klebte. Die Folge war, daß er sich demnächst mit der glühenden Asche die Finger verbrannte, eine ungeschickte Bewegung machte, und dann lag die Zigarette mitsamt dem Rosenblatt auf den sauberen Fliesen des Bürgersteiges, von wo sie bläuliche Ringel in die laue Mailuft steigen ließ.

Herr Degl sah diesem Spiel mit einigem Interesse zu. Einen Genuß hatte ihm der ungewohnte Tabak sowieso nicht bereitet. Immerhin, es war doch gewissermaßen ein Wertgegenstand, eine Seltenheit, — der hohe Preis! — das Rosenblatt! — „und überhaupts . . .“



Glück im Winkel

P. W. Keller-Reutlingen (München)

Ayuntamiento de Madrid

Diesen Gedankengang unterbrach ein Knabe, der um die Ecke kam. Der Knabe stugte, und nun vollzog sich alles genau so, wie wir es aus dem Kino her kennen. Der Knabe sah zum Fenster hinauf, Herr Degl nickte: Nimm's nur, dös is was gut's! Der Knabe nahm die Zigarette, besah sie und rauchte.

Da trat die Komplikation in Gestalt des Vaters dieses Knaben ein. Es war der Zimmermann Balthasar Fischer, der früher einmal im Hinterhause des Herrn Degl vier Stiegen hoch gewohnt hatte und seither eine lebhaftige Abneigung gegen den Rentier empfand.

Herr Balthasar Fischer sah seinerseits auf die Zigarette, dann hob er die Augen zu dem offenen Fenster und senkte sie wieder in das Antlitz seines Knaben.

„Wirfst glei den Dreck weg!“

Herr Degl blieb ungerührt und schaute mit offenbar geheucheltem Interesse einem Sperling zu, der auf der Dachrinne des gegenüberliegenden Hauses seine Federn ordnete. Der Zimmermann wurde deutlicher:

„Und überhaupts brauchst dir nix schenken z' lassen, Bazi, elendiger!“

Herr Degl war nach wie vor mit dem Sperling beschäftigt.

„Und überhaupts von Leut', die — wo — Zigaretten rauchen!“

Das war im Ton der tiefsten Verachtung vorgetragen. Und das Schlimme war, der Vorwurf traf.

Herr Degl hatte bisher selber der Überzeugung gehuldigt, daß Leute, die Zigaretten rauchen, kaum in den anständigen Bürgerkreisen zu finden sein könnten. Er hatte ja auch zu dieser Form des Tabakgenusses nur in einer sozusagen schwachen Stunde gegriffen. Aber sich diese kleine Schwäche auf offener Straße vorhalten zu lassen, das ging zu weit!

Im allgemeinen konnte der Rentner Degl im Wortgefecht wohl seinen Mann stehen, aber hier lagen die Dinge doch so, daß seine Stellung von vornherein erschüttert war. Er war eben gewissermaßen auf einer Lat erkappt, die er, wenn er ganz ehrlich sein wollte, selber nicht verteidigen konnte. Die Zigarette gehörte nun einmal nicht zu einer Person seines Standes, und darin würden alle Nachbarn und Freunde dem Zimmermann Recht geben. So tat er das, was man in solchen Fällen meistens zu tun pflegt, er suchte eine Unmuth durch die andere auszugleichen. Er verleugnete alle angestammten Grundsätze und verteidigte noch, was nicht zu verteidigen war.

„Wenns Ihr Euch vielleicht keine Zigaretten net leisten könnt's! — Nachher haltst sei dei Fogen, vafstest!“

Und um eine Nuance echter fügte er im Tone tiefen Vorwurfs hinzu:

„Anständige Leut hier zu beschimpfen — — dös ist a Unverschämtheit!“

Damit hatte das Hakeln regelrecht begonnen, und der Zimmermann konnte kaum seine Freude verbergen, als er nun höhnte:

„Anständige Leut! die, wo Zigaretten rauchen, wie die Menscher!“

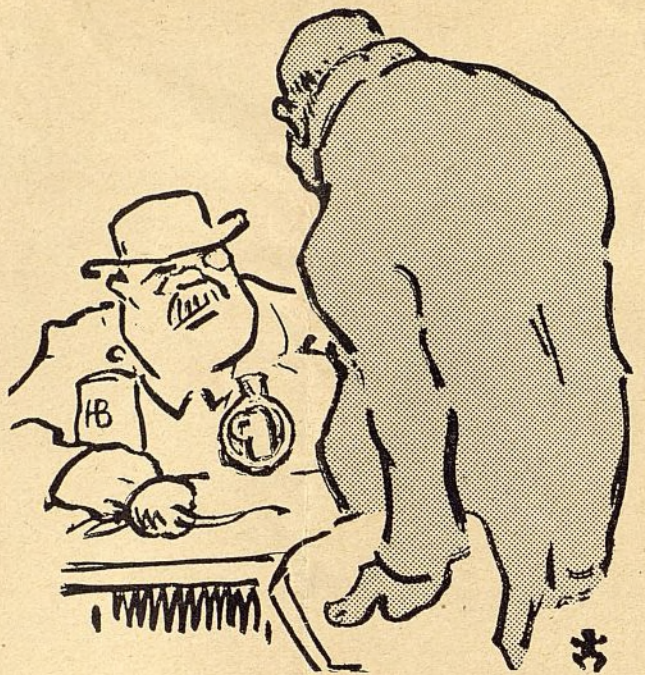
Wieder dieser infame Vorwurf! Herr Degl begann zu kochen.

„Dös ist a Unverschämtheit!“

„Und solchene Zigaretten, wie die Menscher!“ echote es von unten herauf.

Das war zu viel. Herrn Degls Hals schwoll bedenklich an, und sein rotes Gesicht ließ die Gefahr eines Schlaganfalls bedrohlich naherücken. Er bog sich noch weiter aus dem Fenster hinaus und zum dritten Male ließ er seine Reule auf den Gegner niederschmettern, indem er das Wort „Unverschämtheit“ noch einmal, so laut es ihm das Schweinerne erlaubte, hinabrüllte.

In diesem Augenblick erschien der Schuhmann



Hofbräuhaus

A. Schmidhammer

„Was hast denn da für an Orden, Schlepplinger!?“

„Dös is das neue ‚Ehrenzeichen für's große Bierherz!‘“

Nr. 44 des dritten Reviers, Xaver Hinterstoßer mit Namen, auf der Bildfläche. Sein geübtes Auge erkannte sofort die Situation, und man merkte ihm an, als er an die Gruppe herantrat, daß er bereits im wesentlichen informiert war. Etwaige Rücken wurden bald durch die heftige Wechselrede der Herren Degl und Fischer ausgefüllt.

Aber so sehr auch Herr Degl schrie, und so sehr er auch Rentner und Hausbesitzer war, wie sich die Dinge offensichtlich dem Auge des Gesetzes darstellten, lag hier die größere Schuld im Hochparterre. Dementspredend äußerte sich auch Herr Xaver Hinterstoßer, während seine behandschuhte Rechte einen Bleistift aus dem umfangreichen Notizbuch klaubte, in welches der Tatbestand eingetragen werden sollte.

„Ja, was müssen S' denn auch dem Buben eine Zigaretten geben, Herr Degl?“

Mois Degl bemerkte das Kritische der Situation:

„Ja, jeh hör'n S' doch a mal: Die Zigaretten, dös i a feine Zigaretten, die — die — hab i geraucht, i hab's geraucht, vafstest S'?“

Der Schuhmann lächelte ungläubig:

„Sie? Na, naa, Herr Degl, wo werden Sie denn a Zigaretten rauchen, Herr Degl? Wie kommt denn der Bub zu die Zigaretten?“

Jetzt mischte sich auch der Vater Zimmermann wieder ein. Er reckte sich bedrohlich zum Fenster hinaus:

„Ja wollen denn Sie vielleicht sagen, daß der Bub die Zigaretten gestohlen hat?“

Hier erkannte nun Herrn Degls geübtes Auge eine Schwäche des Gegners. Hier schien er verwundbar.

„Ja, mei lieber Mann, wenn Sie dös stehlen heißen — — i hab dem Buben keine Zigaretten net geben.“

Der Pfeil traf!

„Also g'stohlen, mein Bub g'stohlen! Xaver, jeh geht her, jeh schreibst du den feinen Herrn da auf!“

Ja, da half nichts mehr, die Lawine war im Rollen. Der Schuhmann Xaver Hinterstoßer nahm eine militärische Haltung an. Er leckte seinen Bleistift und eröffnete im vollen Bewußtsein der Tragweite seines Tuns den ersten Akt der Tragödie mit der amtlichen Frage:

„Herr Degl, wie heißen Sie?“

Noch ein Bund!

Der du dieses liebst,
Neuer Freund meiner Seele,
Wenn du das nächste Mal niebst,
Denke mein!

Ist es mir auch nicht vergönnt,
Dir, wenn du nist,
Zuzurufen ein männliches Prost!
— Tät es ja gern, wenn ich könnt' —
Macht nichts! — Uebe den Niesbrauch!

Als tiefen Grundsinne aber fühle diesen:
Können wir Zwei, nach allem,
was wir sahen,
Die Welt auch nun und nimmerdar
bejahen,

Wir können sie doch beniesen.
Und das macht leicht und das gibt Trost,
Drum dennoch Prost!

Carl Meißner

Margot

Von Alexander Castell

Margot saß seit einer Viertelstunde allein in der großen, dunkelblauen Limousine, die in einer Seitenstraße des Boulevard Haussmann stand, und wartete auf Mama. Es ging gegen fünf Uhr abends und war schon dämmerig. Wenn Margot den Kopf wandte, sah sie in den Torbogen, aus dem fortwährend Leute aus und ein gingen. Da waren junge Mädchen mit großen Schachteln unter dem Arm, Damen, dicht in Pelze gehüllt, ernste Herren mit glänzenden Seidenhüten. Es mußten wirklich viele Geschäfte in diesem Hause vor sich gehn, daß sich so zahlreiche Menschen in solcher Hast bewegten.

Zur Linken vom Toreingang war der Laden einer Modistin, zur Rechten der eines Antiquars, an der ganzen Fassade des Hauses aber glänzten Affischen in schwarzen und goldenen Buchstaben. Margot hatte Zeit, sich das alles anzusehn, auch in den Hauseingang zu schauen, der in einen weiten Hof mündete, an den, wie es den Anschein hatte, neue und hohe Häuser stießen.

Nach jener Richtung verschwand Mama jedesmal, wenn sie, wie sie sagte, zur Schneiderin ging. Das dauerte manchmal eine Stunde, manchmal auch länger, währenddessen Margot ruhig und gelassen, die Füße in Decken gewickelt, die kleinen Hände in einem großen Muff vergraben, im Wagen saß. Sie langweilte sich manchmal und hätte während dieser Zeit oft gerne ein Gespräch mit dem Chauffeur angefangen, der neben dem Automobil auf und ab ging und zuweilen auf das Trottoir stampfte, um die Kälte aus den Füßen zu bringen.

Margot hatte auch schon gebeten, daß das Fräulein mitkommen dürfe, aber Mama hatte immer nein gesagt. Schließlich war das auch verständlich. Denn, wenn Mama im Haustor verschwunden war, kam nach ein paar Minuten Monsieur Robert. Er war Papas bester Freund und holte ihn oft abends in den Klub ab. Monsieur Robert war aber viel jünger als Papa und sehr elegant. Er trug immer Handschuhe aus mattgelbem Leder und Lackschuhe mit einem Stoffeinsatz von derselben Farbe. Margot sprach oft mit dem Fräulein darüber, wie dick Monsieur Robert angezogen sei. Am schönsten aber war er unstreitig abends im Frack. Wenn er dann im Salon Mama gegenüber saß, mußte Margot immer nach seinen Fußknöcheln sehn, die so schmal waren und fast nackt wirkten durch die



Drabtem

„Vier Frühjahrsrennen und ich hab nur drei neue Toiletten, — mein Gott, wie ist das Leben rätselvoll!“

Ayuntamiento de Madrid



Die Hausfrau

„Schrecklicher Gedanke, wenn der Wasserspiegel 'n Parkettboden wär, und man hätte nur ein Dienstmädchen!“

Seidenstrümpfe, durch die die Haut wie durch Spinnweben blinkte.

Margot und das Fräulein liebten Monsieur Robert. Aber Mama liebte ihn noch viel mehr. Das wußten sie alle beide. Nur Papa schien das nicht zu merken. Wenn Margot nachts nicht einschlafen konnte, plauderte sie darüber mit dem Fräulein. Sie schliefen im selben Zimmer und redeten ganz leise.

Mademoiselle fragte dann etwa: „Madame war heute wieder bei der Schneiderin?“

Margot antwortete: „Ja . . . Mama war bei der Schneiderin . . .“

Mademoiselle sagte: „Ist er heute wieder zu spät gekommen?“

Margot erwiderte: „Nein, er kam fast zugleich mit uns an . . .“

Dann schwiegen sie beide und dachten in der Dunkelheit an das Geheimnisvolle, das sich dort in jenem Hause irgendwo begab und das für Margot ein unheimliches, drohendes Mysterium war. Der ganze Konflikt bestand für sie aber doch darin, ob Monsieur Robert zeitig kam oder nicht. Je nachdem war nachher Mamas Gemütsstimmung, und je nachdem war Margot nachher froh oder traurig. Einmal, es war im vorigen Herbst gewesen, hatte der Wagen sogar volle zwei Stunden vor dem Haus gestanden, und Monsieur Robert war nicht gekommen. Als Mama gegen sieben Uhr wieder erschien, hatte sie rote Augen gehabt, als ob sie geweint hätte.

Als Margot in jener Nacht diesen schmerzlichen Vorfall dem Fräulein erzählte, war Mamas Kummer ihr so nahe gegangen, daß sie auch lange und trostlos weinen mußte. Auch dem Fräulein hatten die Tränen in den Augen gestanden.

„So sind die Männer,“ hatte das Fräulein gesagt, „undankbarer als die wilden Tiere.“ Und sie hatte aufs neue zu weinen begonnen. Margot fühlte, daß das Fräulein selbst einen großen Kummer hatte. Aber das ging ihr nicht so nahe wie der Kummer Mamas.

Margot wußte, daß Mama litt. Sie hatte es schon lange gewußt, aber vor Weihnachten war es ganz schlimm geworden. Margot war mit Mama gegen Abend allein im Salon gewesen, als Monsieur Robert ankam. Aber er war nicht sehr freundlich zu Mama. Er hatte nur immer mit Margot gesprochen, hatte ihre langabfallenden blonden Haare gestreift und ihr gesagt, daß sie hübsch, sehr hübsch sei.

Das hatte Mama ganz außer Fassung gebracht. Sie war plötzlich totenblaß geworden und ihre Stimme hatte vor Erregung gekeucht, als sie gesagt: „Ich wäre fähig dich zu töten, wenn du dieses Kind anrührtest.“ Ganz langsam und leise hatte sie jedes Wort ausgesprochen. Und ihr Mund und ihr Kinn hatten dabei gezittert.

Monsieur Robert hatte nur mit den Achseln gezuckt und nichts darauf geantwortet.

Dann aber, am selben Abend war alles wieder gut geworden. Mama, Papa, Monsieur Robert und Onkel Paul hatten nach dem Diner eine Partie Bridge gespielt, während Margot in der Ecke saß und leise ihre englische Lektion repetierte. Da hatte sie gesehen, wie Monsieur Robert seinen rechten Fuß auf Mamas linken Fuß gelegt hatte. Es war für Margot sehr merkwürdig gewesen, ganz heimlich unter den Tisch nach diesem Vorgang zu sehn.

Aber sie hatte den Eindruck, daß Mama glücklich war. Und das tat ihr wohl. Sie war am selben Abend ganz entzückt, dem Fräulein alles, was sie gesehen hatte, melden zu können.

Zweimal, oft dreimal in der Woche ging Mama seither wieder zur Schneiderin und Margot saß wie heute still im Wagen, kontrollierte, ob Monsieur Robert zeitig kam, sah die Leute vorbeispazieren, wickelte sich in die Decken, grub ihre Hände tiefer in den Muff. Es war heute doch sehr kühl.

Jetzt fuhr nebenan ein Taxi vor. Monsieur Robert sprang heraus, zahlte und lief in den

Hausgang. Er nickte dabei Frédéric, dem Chauffeur, leise zu und Margot sah, wie Frédéric lächelte. Sie schaute nach der großen Uhr, die in rotes Maroquin eingelassen an der Borderwand des Coupés war. Margot dachte: „Mama hat doch wieder zwanzig Minuten gewartet . . .“ Sie empfand das als etwas Trauriges und als eine Demütigung. Jedenfalls liebte Monsieur Robert Mama nicht so sehr, als Mama ihn liebte. Das war doch sehr ungerecht.

Unterdessen ging Frédéric in seinen dicken Pelz gehüllt vor dem Auto auf und ab, blieb zuweilen stehen und nickte in den Wagen hinein. Er hatte ein ergebenes Gesicht und seine Augen sagten etwa: „Mademoiselle, wir müssen Geduld haben. Es kann wohl noch eine Stunde dauern . . .“ Frédéric's Blick war sehr gutmütig. Margot empfand instinktiv, daß er mit ihr und Mama im Bunde sei.

Plötzlich fiel ihr ein, daß Papa heute Mittag nach Tisch zu ihr ins Zimmer gekommen war und ihr eine Tüte Marrons glacés gebracht hatte. Dann hatte er ihren Ausspruch durchgelesen und ihr gesagt, daß er sich freue und zufrieden sei.

Und darauf, er war schon wieder im Geln gewesen, hatte schon wieder die Türklinke in der Hand gehabt, hatte er leichthin gefragt: „Du fährst heute wieder mit Mama, um Besorgungen zu machen?“

„Ja . . .“ hatte Margot gesagt, „wir fahren heute wieder zur Schneiderin . . .“

„Wohin?“ hatte Papa aufmerksam gefragt.

Und Margot hatte geantwortet: „Nun, in der rue Miromenil, nicht weit von Saint-Augustin.“

„So . . . so . . .“ hatte Papa konstatiert . . .

„Ich wußte nicht, daß Mama dort eine Schneiderin hat; jedenfalls noch nicht sehr lange, oder?“

„Wir sind erst einmal dort gewesen,“ hatte Margot darauf geantwortet. Es hatte ihr merkwürdig wohl getan, daß sie für Mama lügen durfte.

Dieses Gespräch kam ihr jetzt wieder in den Sinn und ihr schien, als ob sie vielleicht etwas recht Einfältiges gesagt hätte. Warum hatte sich Papa aber auch so dafür interessiert! Wenn er nicht gefragt hätte, hätte sie sicher nicht geplaudert. Vielleicht hatte sich Papa auch bei Frédéric, dem Chauffeur, erkundigt. Das war sehr wohl möglich.

Papa war aber dennoch in der letzten Zeit immer sehr freundlich zu Monsieur Robert gewesen. Denn Monsieur Robert spielte ausgezeichnet Bridge und machte keine Fehler im Spiel wie Mama oder Onkel Paul.

Margot fühlte, wie ihr die Kälte im Körper aufstieg, und sie hüllte sich tiefer in die Decken. Sie dachte wieder an Mama. Natürlich war sie jetzt mit Monsieur Robert. Es gab Margot eine seltsame Wärme ins Blut, zu denken, daß Mama ihn über alles liebte. Mama hatte oft, wenn man in Gesellschaft im Salon war und ihr Blick Monsieur Robert streifte, ein ganz ängstliches Gesicht. Sie faßte dann zuweilen Margot, die vor ihr stand, unter das Kinn und Margot war es, als ob Mamas Hände nie so zärtlich gewesen seien.

Draußen waren nacheinander ein paar Wagen vorgefahren. Ein Privatauto, aus dem eine junge

Dame in einem Pelz und mit einem kleinen Hut mit einer sehr hohen Mütze stieg und in den Laden der Modistin trat. Dahinter hielt ein großer gelber Wagen der Galeries Lafayette und ein Mann in blauer Uniform trug Pakete in den Hausflur.

Zugleich stand Frédéric da und sah dem Mann in der blauen Uniform nach.

Margot hatte Frédéric's schwarze Automüge im Auge, als sie plötzlich sah, wie er den Kopf nach der Seite bog, als ob er nach irgend einer Richtung sich flüchten, entrinnen müßte. Er machte auch einen Schritt nach links, wie wenn er sich hart an das Automobil drücken wollte.

Margot hielt den Atem an, als ob etwas Drohendes herankäme, und im selben Augenblick tauchte auch Papas Silhouette auf dem Trottoir auf. Deutlich sah sie seinen kleinen dunklen Schnurrbart, seinen runden steifen Hut.

Was Margot jetzt instinktiv tat, war ihr selbst merkwürdig. Sie ließ sich plötzlich aus der dunklen Ecke der Limousine auf den Boden gleiten, fühlte aber zugleich, wie Papa an das Coupé herantrat, daß er rasch den Kopf wandte und in der Richtung des Haustores verschwand.

Ob er ein Wort zu Frédéric gesagt hatte, wußte Margot nicht.

Sie kniete jetzt am Fenster des Coupés, hatte starkes Herzklopfen und sah wieder Frédéric vor sich, der Papa mit angespanntem Körper nachstarrte. Als aber Papa in der Loge des Concierge verschwunden war, glitt Frédéric plötzlich durch den Torbogen, der Wand entlang in den Hof und Margot sah ihn dort nach rechts laufen. Es war ihr plötzlich, als ob sie auch aussteigen und Mama irgendwie zu Hilfe eilen müßte.

Mit zitternden Fingern hielt sie die Klinke der Coupétüre umfaßt. Der heiße Atem, den sie gegen die Scheibe blies, trübte das Glas. Jetzt kam der Mann in der Uniform mit einer Schachfel unter dem Arm wieder aus der Loge des Hausmeisters, ein Herr in einem dunklen steifen Hut — Margot klopfte das Blut im ganzen Gesicht — folgte ihm nach . . . aber es war nicht Papa . . . Und doch mußte er jeden Augenblick zurück sein. Was dann geschah, vermochte sie sich gar nicht auszudenken.

Sie fuhr jetzt in der Erregung nur immer mit der rechten Hand über den Muff, stammelte leise: „Oh Mama . . . oh Mama . . .“ Die Lippen zuckten ihr, als ob sie plötzlich fürchtbar weinen wollte. Jetzt sprach Papa wohl mit der Hausmeisterin, fragte nach der Schneiderin, nach Mama, nach dem kleinen blonden Mädchen, das mit Mama gewesen sein mußte.

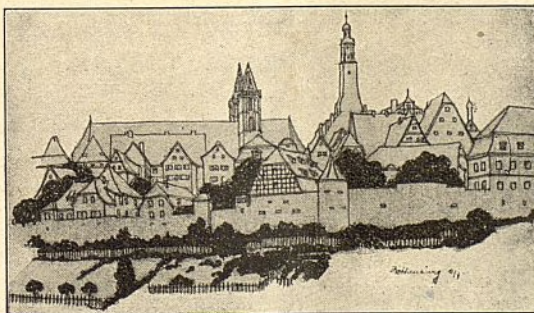
Und die Hausmeisterin wußte von allem kein Wort, oder vielleicht wußte sie doch etwas. Vielleicht log sie auch, wie Margot am Mittag für Mama gelogen hatte. Vielleicht schickte sie Papa in irgend eine der Etagen. Da waren ja so viele Wohnungen. Sechs Etagen, dachte Margot, zwölf Wohnungen. Da konnte Papa eine ganze Viertelstunde herumfuchen.

Wo aber Frédéric blieb? Wenn Frédéric aus lauter Angst überhaupt weggelaufen war. Was konnte daraus werden? Was mußte Margot antworten, wenn Papa sie plötzlich allein im Automobil fand. Sie wurde immer entsetzter und ratloser.

Sie dachte: „Ich setze mich wieder auf den Boden, stecke das Gesicht in meinen Muff und rede kein Wort, wenn jemand die Coupétüre öffnet.“ Sie saß jetzt mit untergeschlagenen Beinen. Aber der Teppich im Wagen war kalt. Margot fror durch ihre dünnen Strümpfe.

Oh wie gerne wollte sie frieren, wie gerne wollte sie eine ganze Nacht so im Auto sitzen, wenn nur Mama gut davonkam.

Ein schwerer Lastwagen kam von Boulevard Hausmann her. Der ganze Boden zitterte, das Automobil bebte, Margots Zähne klapperten in der Röhle. Und zugleich fühlte sie, daß sie ganz heiße, fiebrige Wangen hatte



Ludwig Hefner



Karl Arnold

Der feudale Neffe

„Das Sommer-Semester ist schrecklich in München — fortgesetzt wird man von durchreisenden Eodenonkels und Kleinstadt-Tanten blamiert.“

Sie hob wieder den Kopf zaghaft an die Scheibe. Leute gingen aus und ein. Aber Frédéric kam nicht.

Der Hausmeister stand jetzt sogar vor der Loge und sprach mit einem Herrn in einem Pelz und Zylinderhut.

Margot kauerte sich wieder zusammen und lehnte den Kopf gegen den Sitz. Da war zwischen den beiden Vorderstühlen eine Blumenvase von der Form eines Kelchglases. Darin steckten große rote Nelken. Es waren dieselben Nelken, die Monsieur Robert Mama gestern Abend gebracht hatte, als er zum Tee gekommen war. Mama hatte die Nelken selbst vor der Ausfahrt in die Vase gesteckt.

Margot sah das alles ganz deutlich. Nebenan leuchtete eine große Glühlampe auf. Es war so hell im Coupé, als ob es Tag wäre. Margot kroch wieder auf den Sitz.

Da stand plötzlich Frédéric wieder vor dem Wagen. Sein Gesicht war rot und sein Atem floß wie ein weißer Nebel in die Kälte. Jetzt stand er vorn am Motor, wollte ankurbeln, richtete sich aber vorher noch einmal auf, wie wenn er recht tief aus- und einatmen mußte. Es war Margot, als ob Frédéric todmüde sei, als ob er kaum mehr die Arme bewegen könnte.

Jetzt begann der Motor zu hämmern. Jetzt zündete er die beiden Vorderlampen an. Aber alles, was er tat, schien furchtbar und unheimlich langsam vor sich zu gehen.

Nun trat er an den Wagenschlag und schaute ganz stier in den Hof. „Wenn er nur ein Wort spräche,“ dachte Margot und hielt sich in die Ecke gekauert. Aber Frédéric drehte nicht den Kopf, sah mit keinem Blick in den Wagen hinein, seine Augen gingen nur nach dem Hof, wie wenn etwas entsetzlich Banges sie dort fest hielt.

Margot überlegte wieder: „Wer wird zuerst kommen... Mama oder Papa... Mama oder Papa...“ Wenn sie jetzt atmete, fühlte sie feine zuckende Schmerzen in den Schultern.

Sie schloß die Augen. Sie hielt das alles gar nicht mehr aus. Konnte das zwölffährige Mädchen überhaupt so viel aushalten? Bei geschlossenen Lidern sah sie Papas Silhouette. Er kam langsam und mit einem furchtbaren Blick aus dem Torbogen. Mama ging neben ihm her. Sie war sehr blaß. Nur Monsieur Robert war nirgends zu sehen.

Da gab es einen Ruck, die Coupétüre flog auf, flog zu, fast zugleich fuhr mit einem leisen Ruck der Wagen an. Als Margot seitwärts sah, sah Mama neben ihr. Sie hielt den Pelzmantel fest um ihren Körper, beide Hände hatte sie auf der Brust liegen, als ob sie vor Atemnot ohnmächtig würde. In der linken Hand hielt sie den Schleier, den sie sich in der Eile nicht hatte vor das Gesicht binden können.

Ihre Blicke gingen starr nach Frédéric's Rücken, der regungslos, als ob nichts geschehen wäre, am Steuer saß.

Es war Margot, wie wenn Mama sie nicht anzusehn wagte. So starr und versteinert war ihr Gesicht. Da fühlte sie plötzlich ein großes tiefes Mitleid mit Mama. Sie kauerte sich an sie und küßte ihr leise die linke Hand, die immer noch den Schleier hielt.

Da fuhr Mama wie aus einem Traume auf: „Hast du Papa gesehen?“ fragte sie entgeistert und sah an Margot vorbei. Sie fuhren eben quer durch den Parc Monceau.

„Ja, ich habe Papa gesehen... aber er sah mich nicht...“ antwortete Margot. Es tat ihr wohl, daß sie das sagen konnte.

„Du bist mit mir bei der Schneiderin gewesen... das wirst du sagen, wenn er dich fragt... nicht?“

„Ja, ich bin mit dir bei der Schneiderin gewesen...“ erklärte Margot und Mama umarmte sie, und für Margot war es ganz berauschend zu fühlen, wie zärtlich und dankbar Mama zu ihr war. Sie wußte, daß sie jetzt mit Mama ein seltsames Geheimnis hatte, das behütet werden mußte wie etwas so Großes, als ihrer beider Liebe war.

Mama band sich jetzt den Schleier vor und als Frédéric vor dem Hause das Coupé öffnete, lachten sie beide und stiegen vergnügt aus dem Wagen. Mama nahm Margot unter den Arm, als wäre sie nicht ihr Kind, sondern ihre kleine Schwester, und Margot war selig darüber und dachte nur eines: daß keine Frau schöner war als Mama.

Monsieur Robert hatten sie beide für eine Weile ganz vergessen.

Als Papa zum Diner nachhause kam, war er freundlich wie immer. Er stellte keine Fragen, und als Monsieur Robert wie immer nach Tisch telefonierte, antwortete ihm Papa, daß sie sich im Klub zu einer Partie treffen wollten.

Als Papa nachher wegging, küßte er Mama und Margot zärtlich auf die Wangen. Alle waren sehr glücklich.

Margot erzählte nachher im dunklen Schlafzimmer die Geschichte dem Fräulein. So durchlebte sie noch einmal das Abenteuer, und das Fräulein ließ sich alles wiederholen. Es war für sie beide ein Genuß, für Mama bangen zu können. Margot kam darüber in eine ganz wunderliche Ekstase und ihre Gedanken konnten sich wie in einem bezaubernden Rausche kaum mehr von all dem Gefährlichen und Unheimlichen trennen.

Zuletzt sagte sie: „Wenn ich nur erst erwachsen wäre...“

„Das wird bald kommen,“ sagte das Fräulein.

„Hoffentlich...“ bestätigte Margot und sie dachte, während sie mit großen Augen in die Dunkelheit starrte: „Dann möcht ich auch einmal zur Schneiderin gehen...“

Das Urteil

Man hatte am Künstlerisch im „fidelen Häusl“ erfahren, daß Staudhammer, der Komponist des Kreises, sich verlobt hatte. Natürlich mußte er seine Braut den fidelen Häuslern sozusagen in Freiheit dressiert vorführen. Er tat's und fragte andern Tags nach dem Eindruck.

„Ja, ja, nicht übel!“ sagte der Architekt und lutschte an seiner Zigarre, „sie ist gut gebaut, Figur, Linie, Proportionen, à la bonheur!“

„Sie ist sogar charmant, Deine Braut,“ hob der Maler an, „sie hat ein Rubensköpfchen mit aller zarten und feinen Tönung der Fleischfarben und mit einem Haaransatz, den ich mir bereits skizziert habe. Bloß ihre Frisur — nun ja, das ist halt Geschmacksache.“

„Ihre Augen sind ein Sonett von Petrarca,“ säufelte der Lyriker, ihr Gang erinnert an die Tanzrhythmen Bierbaums, ihre Lippen sind kindlich-fromm wie zum Gebet geöffnet, ihr sanftgeschwellter Busen —“

„Hm — hm,“ räusperte sich der Bildhauer ostentativ, „sie ist nicht ohne Reize, gewiß, aber für meine Venus ist auch sie noch nicht das Modell, das ich suche.“

„Ala funst is 's guat durchwachs'n,“ pläzte der Wirt zum fidelen Häusl mit fettigem Schmunzeln dazwischen.

„Und sonst nix?“ fragte Staudhammer enttäuscht. „Habt ihr keinen tieferen Eindruck von ihr gewonnen?“

„Ja, was denn noch?“ rief man durcheinander. „Wie? Hat sie denn auch — a Göld?“

Paul Alexander Schettler